

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 10 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1913

Inhaltsverzeichnis: Gläubige und Ungläubige. Von Leo Tolstoi. — Eine Dichterin des Proletariats. Von Bernhard Klausch. — Für die Hausfrau. — Feuilleton: Unter den Häusern der Berge. Von M. Andersen Regö.

Gläubige und Ungläubige.

„Wie in vergangener Zeit, begegnet man auch jetzt der offenen Anerkennung und Bekennung des orthodoxen Glaubens meist bei stumpfen, grausamen Menschen, die sich selbst für höchst bedeutend halten. Verstand aber, Ehrenhaftigkeit, Geradheit, Herzengüte und Sittlichkeit trifft man meist bei Menschen, die sich selbst für ungläubig erklären.“

Leo Tolstoi in: „Meine Beichte“.

Eine Dichterin des Proletariats.

„Gebt Raum! Aus Arbeitsstätten voller Lärm und Braus,
Vom Pflug der Fesler her und von der Schmieden Graus
Und Höllengluten bring ich,
Aus Höhlen, wo ein Wolf spinnt, hämmert, webt und schafft,
Aus Schacht und Gruben steig ich, und voll freier Kraft
Den Ruhm der Arbeit sing ich.“

Mit diesen stolzen Worten aus ihrem Gedichtband „Fatalità“ (Schicksal) trat im Jahre 1892 die junge italienische Dichterin Ada Negri vor die breitere Öffentlichkeit. Die allgemeine Beachtung, die die kraftvollen, von sozialer Begeisterung durchglühenden Verse sofort erzwangen, wuchs zu heller Bewunderung, als man erfuhr, daß die Sängerin des Volkes ein armes Proletariatskind sei. In kurzer Zeit wurde Ada Negri die berühmteste lebende Dichterin Italiens. Über den revolutionären Gehalt ihrer Poesie sah man im Bürgertum zunächst wohlwollend hinweg. Man war gebendet von der ungewöhnlichen Erscheinung und hoffte eine zunehmende „Klärung“ der jugendlichen Leidenschaftlichkeit. Indessen, als 1895 der zweite Gedichtband Ada Negris „Tempeste“ (Stürme) erschien, in dem das sozialrevolutionäre Feuer noch heftiger loderte, begann man sich von der Dichterin abzuwenden. In der Meinung, die Kunst vor „Tendenz“ zu retten, folgte das Bürgertum nur seinem Klasseninstinkt, dem sich eine Dichterin entfremden mußte, die von sich sagte:

„In meinen Adern rollt das Blut,
Das Blut des Volkskinds heiß und stolz.“

Dem auch die Kunst ist nicht in dem Sinn etwas allgemein Menschliches, daß sie über Zeiten, Völkern und Klassen schwebt. Solange es Klassengegenätze gibt, werden sie sich wie in allen ideologischen Gebieten, so auch in der Kunst spiegeln. Die Schöpfungen Ada Negris waren der poetische Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, Klagen und Hoffnungen des italienischen Proletariats, mit dem die Dichterin lebte. Sein Los bestimmte das Wesen ihrer ersten Dichtungen.

Das Geburtsjahr Ada Negris, 1870, war zugleich das Jahr der endgültigen politischen Einigung Italiens. Wie in Deutschland, so wurde auch dort die politische Einigung zum mächtigen Hebel des wirtschaftlichen Fortschritts. Seit 1870 wird in Italien der Pulsschlag der modernen kapitalistischen Wirtschaft belebter, kraftvoller, deren Entwicklung sich in jenem Lande bis jetzt freilich nicht so rasch vollzogen hat wie in Deutschland. Der Zeitraum 1870 bis 1895 war für die Entstehung von Ada Negris sozialer Lyrik entscheidend, die mit der Veroffentlichung des Gedichtbandes „Tempeste“ ihren Abschluß findet. Damals befand sich der italienische Kapitalismus noch in seinen Anfangsstadien. 1895 war Italien kaum zur Hälfte Industrie- und noch zur Hälfte Agrarstaat. Die Großindustrie konzentrierte sich, abgesehen vom Bergbau, hauptsächlich in Oberitalien, wo die Bergströme dem lohnarmen Lande die billige „weiße Kohle“ liefern. In diesen Industriegebieten brach mit dem Kapitalismus über das Volk all jenes verheerende Elend herein, das stets die Frühzeit des Kapitalismus begleitet, weil der Arbeiter da noch als einzelner der rücksichtslosesten Ausbeutung preisgegeben ist. Die Lage des italienischen Proletariats war ähnlich der des englischen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Engels so klassisch geschildert hat.

Die Geschichte des italienischen Proletariats ist eines der dunkelsten Kapitel in der Geschichte des Kapitalismus überhaupt. Nach 1867, als die kapitalistische Industrie kaum die Ränder Norditaliens berührt hatte, schrieb Viktor Seghè in seinem geistreichen Buch über

Italien: „Solche verkochte, verfeßene, verkümmerte, schiefgewachsene, in Altkleid- und Wüchertaub, in Handwerks- und Gewerbesbanden verkrüppelte halbe und Viertelmenschen wie bei uns, trifft man in Italien nirgends.“ Freilich konnte Seghè fortfahren: „Da es in dem Lande noch wenig Fabriken und keine Kohlenminen gibt, so fehlen auch die Fabrikflaven und die englischen Kohlenarbeiter unter der Erde, die Repräsentanten tiefster Entwürdigung unseres Geschlechts.“

Diese Repräsentanten entstanden aber recht schnell und in besonders erschreckendem Maße unter den Frauen und Kindern. Nach einer amtlichen Statistik belief sich 1890 die Zahl der unter 14 Jahren alten Kinder, die in Italien in Fabriken und Bergwerken frondeten, auf 82103! In der gesamten Baumwollspinnerei waren 1890 von insgesamt 149105 Arbeitskräften 143071 Frauen und Kinder unter 14 Jahren. Ein gesetzlicher Schutz fehlte fast vollständig. Erst 1886 wurden einige mangelhafte Beschränkungen der Kinderarbeit erlassen, die aber auf dem Papier blieben, weil für ganz Italien zwei (!) Gewerbeinspektoren tätig waren. Sogar amtlich sind in Italien 16 $\frac{1}{2}$ stündige Arbeitszeiten für Kinder unter 14 Jahren ermittelt worden.

In kurzer Zeit wurde das Proletariat Italiens in einen Abgrund grenzenlosen Elends und entsetzlicher Verkommenheit geschleudert. Krankheit und Verbrechen nahmen einen unheimlichen Umfang an; namentlich richtete die Pellagra furchtbare Verwüstungen an, eine Krankheit, deren Wesen noch nicht vollständig erkannt ist, die aber das Los des ländlichen Proletariats in maisbauenden Gegenden ist, wo starke Sonnenhitze auf einen durch Arbeit und Hunger geschwächten Organismus einwirkt. In welsch einem Gegenlag stand dieses unsägliche Elend des bis zu Tode gehegten Proletariats zu der frohen Behaglichkeit des vorkapitalistischen italienischen Völkchens, für das das dolce far niente (süßes Nichtstun) sprichwörtlich gewesen war! Die Leiden seiner Klasse ergriffen früh die heiße Seele des Volkskindes Ada Negri.

Am 3. Februar 1870 wurde Ada Negri als Tochter einer Textilarbeiterin zu Lodi geboren, einem Städtchen in der Nähe von Mailand. Kurz nach ihrer Geburt starb ihr Vater im Hospital, sie hat ihn nie gekannt. Ihre früh verwitwete Mutter ertrug mit bewundernswerter Kraft während etwa zwanzig Jahren das traurige Los einer Baumwollspinnerin.

„Als Witwe mühte sie sich Tag und Nacht
Für ihre Tochter, für ihr höchstes Gut
Ihr einziges, mit der hellen Augen Pracht.“

In Nösterlicher Zurückgezogenheit lebten Mutter und Kind in zwei Zimmerchen eines kleinen Hauses in einer abgelegenen Straße, auf der Gras wuchs. „Die Fenster unseres Heims“, so erzählt Ada Negri, „gingen auf den Garten, der von einer hohen Mauer umgeben war, wie ein Klosterpark, und wenn wir auf unserem kleinen Balkon standen, umgab uns löstliche Einsamkeit und grüne Weite.“ Die tapfere Arbeiterin sorgte nicht allein für das körperliche Wohlbefinden ihres Töchterchens, sondern suchte ihr auch unter Opfern und Entbehrungen eine möglichst gute Erziehung angeeignet zu lassen. Ada Negri sollte einst Lehrerin werden. „Frühmorgens um 5 Uhr mußte meine Mutter schon zur Fabrik und kam erst am Abend wieder. So blieb ich nach den Schulstunden mit meinen Büchern allein, setzte mich auf den kleinen Balkon und lernte und träumte.“ Trotz der Armut und der engen Verhältnisse, in denen die künftige Dichterin aufwuchs, konnte sich Geist und Gemüt des hochbegabten Mädchens während seiner treulich behüteten Kinderzeit reich entfalten. Das Jugendidyll nahm ein Ende, als Ada mit 18 Jahren den Kampf ums tägliche Brot aufnahm, indem sie Dorfschullehrerin in Rotta Visconti, einem Dörfchen am Ticino in Oberitalien wurde.

Was die Veränderung für sie bedeutete, lehrt ein Blick auf die jämmerlichen Schulverhältnisse Italiens zu jener Zeit. Die obligatorische Volksschule besteht in Italien erst seit 1877. Nach amtlichen Ermittlungen konnten im Jahre 1881 in Italien 67,26 Prozent weder lesen noch schreiben. Niedrige, schmutzige, von Kindern überladene Räume, häufig ehemalige Ställe, dienten als Schulräume, für die sich die Vermieter als einflußreiche Gemeindeglieder oft noch das Doppelte und Dreifache des angemessenen Mietpreises zahlen ließen. Diesen Verhältnissen entsprach auch die Lage der Lehrerschaft. 60 Prozent der am schlechtesten bezahlten Dorfschullehrkräfte waren Lehrerinnen mit einem Monatsgehalt von 40 M.

Von ihrem kümmerlichen Gehalt fristeten Ada Negri und ihre nun schon arbeitsunfähig gewordene Mutter, die sie zu sich genommen hatte, ein dürftiges Dasein. Nur sehr schwer konnte sich die junge Lehrerin an den Gegensatz zwischen ihrem früheren träumerischen Dasein und der „schreienden Wirklichkeit“ von 100 lombardischen Suben und Mädchen gewöhnen. „Aber ich mußte mein Brot verdienen und während sechs Stunden des Tages 100 Bauernkindern das Alphabet und die Zahlen beibringen und ihnen nach und nach einen Begriff von Pflicht und Menschlichkeit geben. Dennoch hing ich mehr an meinen Büchern und Träumen als an meinem Beruf.“ In dem Proletarietland entfaltete sich in diesem Zwiespalt zwischen Leben und Sehnsucht der dichterische Geist. „Mein einfaches Dasein jener Zeit voll Elend und Energie, voll Licht und Schatten kommt mir ins Gedächtnis zurück wie ein Vasrelief auf waldigem Grunde am Fluß. Wie eine Offenbarung wirkte zu jener Zeit der Anblick eines wunderbaren Landschaftsbildes auf mich.“ In jenen Tagen, in denen Ada Negri, wie sie schreibt, von dem Gefühl einer köstlichen Gesundheit durchströmt wurde, entstanden ihre ersten Gedichte, hauptsächlich Naturbilder, die sie hastig aufs Papier warf, „wie ein Maler eine Skizze“.

So Schönes Ada Negri auch in einigen ihrer frühesten Gedichte schon leistete, die eigentliche Quelle ihrer dichterischen Kraft erschloß sich ihr erst, als sich ihr Denken und Empfinden dem Schicksal ihrer Klassengenossen zuwandte. „Meine Seele wurde von tiefem Mitleid durchflutet für die Kinder der abgearbeiteten Landleute, für die vorzeitig unter der Wucht der Tageslast gealterten Frauen.“ Den ganzen Reichtum ihres Gemüts, das sich bisher beschaulichen Träumereien hingegeben hatte, wandte nun Ada Negri ihrem Volke zu. Das schüchterne Mädchen wurde zur großen sozialen Sängerin. „Nach und nach ging in diesen Nächten fieberheißer Träume und roter Visionen eine Umwälzung in meinem Innern vor sich. Noch hatte ich weder Marx noch Engels gelesen, war auch noch nicht auf die ‚Critica Sociale‘ abonniert. Ich gehorchte lediglich der Kraft einer unwiderstehlichen inneren Logik, als ich die Lehren des Sozialismus erfaßte.“ In rascher Folge entstanden nun ihre kraftvollen, von sozial-revolutionärem Geiste durchwehten Dichtungen.

1892 erschien die erste Sammlung „Fatalità“. Wie einst Lord Byron, so konnte Ada Negri von sich sagen: „Ich erwaachte eines Morgens und fand mich berühmt.“ Mit dem außerordentlichen Erfolg trat auch eine freundlichere Wendung in dem Leben der Dichterin ein. Eine kunstsinige und einflußreiche Florentinerin erreichte es beim Gemeinderat ihrer Heimatstadt, daß Ada Negri ein jährlicher Ehrensold von 1500 Lire zufiel, den eine eben verstorbene neapolitanische Dichterin bezogen hatte. Gleichzeitig gab die Mailänder Schulbehörde dem Dande der öffentlichen Meinung nach und berief sie als Lehrerin der Literatur an ein Lehrerinnenseminar. Nun konnte Ada Negri sorgenfrei ihren dichterischen Arbeiten und literarischen Studien leben. Jene, die sich an dem sozialen Gehalt ihrer Gedichte stießen, hofften jetzt, daß Ada Negri sich in ihrer gehobenen Stellung wandeln werde. Andererseits fragten sich manche ihrer Freunde, ob diesem Kind des Volkes seine utwüchsigte Kraft in den neuen Lebensverhältnissen nicht erlahmen würde. Die Einblicke in die scharfen Klassengegenätze innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft, die Ada Negri in der Großstadt erlangte, konnten aber zunächst nur den Groll und Stolz in der Seele der nach Erkenntnis ringenden Dichterin vermehren. In einem Briefe vom 25. November 1894 schrieb sie: „Ich lebe hier nicht in . . . eurer Welt . . . ich lebe und werde immer leben mit dem, der arbeitet, der leidet und kämpft.“ Der Gedichtband „Tempeste“ (1895) legte von diesem Vorsatz rühmliches Zeugnis ab. Auch als Lehrerin am Seminar blieb Ada Negri ihren Idealen treu, die sie in die Herzen ihrer Schülerinnen einzupflanzen bestrebt war. Die Mailänder Schulbehörde atmete daher erleichtert auf, als im Jahre 1898 ein Ereignis eintrat, das die Dichterin des Schuldienstes entthob. Ada Negri wurde die Frau Giovanni Garlandas, eines der reichsten Industriellen Oberitaliens. Dieses Ereignis verstärkte die Einwirkung der bürgerlichen Umwelt mit ihrer alten geistigen Kultur auf die Dichterin; allmählich und ihr unbewußt wurden ihre bisherige sozialen Ideale gelockert. So beschleunigte die Verheiratung in Ada Negris Welt- und Lebensanschauung jenen Umschwung, der sie ihre Sendung als Arbeiterin im sozialen Kampf preisgeben ließ. Jetzt, da Ada Negri auf die Sonnenhöhe des Lebens gehoben worden war, konnte sie dem Einfluß der bürgerlichen Umwelt auf die Dauer nicht standhalten. Dazu kam die tiefe Einwirkung der Ehe und der Mutterschaft auf die Künstlerin, deren Dichtung stets Ausfluß starker innerer Erlebnisse gewesen war. Die kleine Hand, die mit Kampfesmut die Feder geführt hatte, ruhte nun „süchsam und verließ“ in der ihres Mannes. In den späteren Gedichten hat sich Ada Negris Sinn von den großen Gegenständen des sozialen Lebens abgewandt und auf

das stille Reich des Frauen- und Familienlebens beschränkt. Statt der glühenden Flamme des Rebellenzornes nur noch der milde Schimmer wehmütigen Mitgeföhls und matte Resignation, die sich oft in die Dämmerung eines religiösen Mystizismus flüchtet. Mag aber auch die soziale Sängerin in ihr erstarben sein, so lebt für uns dennoch die junge proletarische Dichterin und ihre revolutionäre Jugenddichtung ist ein dauernder Bestand des Schatzes proletarischer Kunst geworden.

Weil Ada Negri durch gemeinsamen Herzschlag mit den Leiden und Freuden ihrer Klasse verbunden war, weichte sie ihm ihre ganze aufstrebende Gedanken- und Gefühlswelt. Als Dichterin des geknechteten elenden Proletariats ist der Grundton ihrer Dichtungen der Schmerz. Nicht die milde Wehmut des rein poetischen Mitleids, nicht der Idealismus der Satten und Glücklichen, sondern der Aufschrei der selbst Hungernden und Entbehrenden tönt uns aus ihren Gedichten entgegen. Ada Negri bezeichnet es als ihr „Schicksal“, alles Unglück der Ihren mitempfinden und mitleiden zu müssen, sie ist sich aber auch dessen bewußt, daß dieses Kassandraschicksal die Quelle ihrer Kraft ist.

„Nur dem, der Leidend, blutend schafft,
Erstrahlt des höchsten Ruhmes Schein.
Der Schmerz gibt den Gedanken Götterkraft,
Dem tapferen Kämpfer winkt der Sieg allein!“

Die Dichtungen Ada Negris erhalten durch die zeiterfülltenden sozialen Fragen, die in ihnen leben, einen großen Zug. Er gerabe ist es, der sie weit über die Erzeugnisse von Dichterlingen erhebt, die die Augen weidlich vor den großen Aufgaben der Gegenwart zudrücken und in ein fernes Trückerland, ein Wolkenluducksheim, flüchten. Ada Negri hat ihre Dichtungen mit vollem Bewußtsein in den Dienst der Befreiung ihrer Volksgenossen von aller Not, Ungerechtigkeit und Unfreiheit gestellt. Sie hat eine hohe, ernste Auffassung von dem Dichterberuf. Ihre sind die Begriffe Dichter und Kämpfer für die Befreiung des Volkes gleichbedeutend, was für ihre Zeit allerdings eine besondere Bedeutung hatte. In jener Zeit, in der das Proletariat noch ohnmächtig am Boden lag, konnte es erst einen Leidens- und Wutschrei ausstoßen, um die Augen auf sein Elend zu lenken. Da ist die lyrische Kunst, als berufene Dolmetscherin der Geföhle, der Leiden und Nöte, auch die erste Vorkämpferin des Proletariats.

Als proletarische Dichterin ihrer Zeit erweist sich Ada Negri auch in ihren sozialistischen Dichtungen. Wie überall im Frühkapitalismus, so befand sich auch in Italien die moderne Arbeiterbewegung erst in den Anfängen ihrer Entwicklung. Die sozialistischen Lehren begannen erst allmählich die Köpfe der Masse zu revolutionieren, und der Sozialismus war, wo er auftrat, noch vorwiegend utopisch. So auch bei unserer Dichterin. Wohl hätte Ada Negri in Mailand Gelegenheit gehabt, so tief in die Gedankenwelt des wissenschaftlichen Sozialismus einzudringen, daß sie ihr für immer zu eigen werden mußte. Hier erschien die „Critica Sociale“, die es als ihre wichtigste Aufgabe betrachtete, in der italienischen Arbeiterklasse anarchistende sozialrevolutionäre Strömungen und einen utopischen Geföhlssozialismus durch den wissenschaftlichen Sozialismus zu überwinden. In diese sozialistische Zeitschrift hatte sich ein Kreis geistig bedeutender Sozialisten gesammelt, die mit heißem Bemühen danach strebten, die gesellschaftlichen Zustände immer klarer und tiefer im Lichte der Wissenschaft zu erkennen und die gewonnenen Erkenntnisse zum Gemeingut der ausgebeuteten Massen zu machen. Und neben Filippo Turati wirkte anregend und anfeuernd eine Frau in diesem Kreise: unsere Genossin Kulischoff, an Geist und Wissen den Besten der Männer voll ebenbürtig. Ada Negri — deren soziale Gedichte zum Teil zuerst in sozialistischen Blättern erschienen sind — ist eine Zeitleiterin in Beziehungen zu den führenden Mailänder Sozialisten geblieben, namentlich auch zu Genossin Kulischoff. Allein den Weg zum wissenschaftlichen Sozialismus hat sie trotzdem nicht gefunden. Wahrscheinlich lag in den Quellen ihrer dichterischen Stärke auch ihre geistige Gebundenheit. Das rein Geföhlsmäßige ihres Wesens widerstrebte der strengen Zucht des wissenschaftlichen Sozialismus, dessen Erkenntnisse nur im zähen geistigen Ringen erobert werden. So blieb sie in einem unklaren Geföhlssozialismus stecken, dessen Wurzeln allmählich abstarben, als sie in ein anderes Milieu verpflanzt wurde. Als sie in ihrer Jugend sozialistische Gedankenbahnen einschlug, so gehorchte sie damit „lediglich der Kraft einer unwiderstehlichen inneren Logik“. Aus instinktivem proletarischem Empfinden heraus entstand in ihr das Idealbild einer Gesellschaft, in der alle Ausbeutung und wirtschaftliche Ungleichheit aufgehoben sein wird. In einer Reihe ihrer schönsten Gedichte zeichnet sie ihr gesellschaftliches Zukunftsbild mit all der Farbenpracht, deren ihre südliche Phantasie fähig ist. Namentlich ist es der ewige Friede, der in ihren dichterischen Visionen als nahes Zukunftsglück erscheint.

„Die Welt ist jetzt ein Vaterland, die Seelen
 Von heiliger Begeisterung durchbebt.
 Und faust ein Friedenssang aus tausend Mäulen
 Von einem Ufer an das andre schwebt.“

Der Rauch steigt auf, und durch der Erde Schollen
 Sieht man die Pflugchar ihre Furchen zieh'n.
 Man hört von ferne der Maschinen Grollen;
 Und feurig rot die Schmiedeöfen glüh'n.

Und über all dem wilden rauhen Toben
 Der Erde, die in vollem Gärungsbraus,
 Da breitet stolz, im Winde flatternd, droben
 Die Freiheit ihre weißen Flügel aus.“

Im Zeitalter des Imperialismus, der auch in Italien Digen
 feiert, hat sich das Bürgertum bereits vollkommen von der sozial-
 revolutionären Sängerin abgewandt. Ihre Gedichte werden dafür
 immer mehr Gemeingut der Proletarier aller Länder, die es als
 Pflicht betrachten, ihre Dichterin zu ehren, indem sie ihre Verse in
 sich lebendig erhalten.*

Vernhard Kausf.

o o o

Für die Hausfrau.

Zum Kapitel der Babystattung. Unsere Abbildung zeigt,
 wie in England, Frankreich und vielfach auch in Osterreich der Säug-
 ling eingehüllt wird. Die Aussta-
 tung unterscheidet sich in der Haupt-
 sache dadurch von der bei uns
 üblichen, daß das Steckfisen fehlt
 und mithin auch die Stütze für den
 Kopf. Diese Art der Einhüllung
 kommt auch bei uns mehr in Ge-
 brauch, weil sie den kindlichen Kör-
 per weniger fest einengt und der
 Luft besser Zutritt ermöglicht als
 das heiße, anliegende Steckfisen.
 Jede Mutter kann sich nach der Ab-
 bildung leicht die „englische Aus-
 stattung“ anfertigen, wie auch den
 langen Latteil, der oben die Ein-
 hüllung deckt. Er kann aus Stiderei
 und Spitzen hergestellt werden
 oder auch aus Seide und Chiffon,
 je nachdem die Mutter ihr Baby
 für Festtage oder zum Ausgehen
 schmücken will und Geld für die
 Ausstattung auszugeben vermag.
 Der Tragemantel aus Witee mit
 Schulkragen ist ebenfalls leicht
 herzustellen. Unsere Abbildungen
 zeigen die Hälfte des eigentlichen

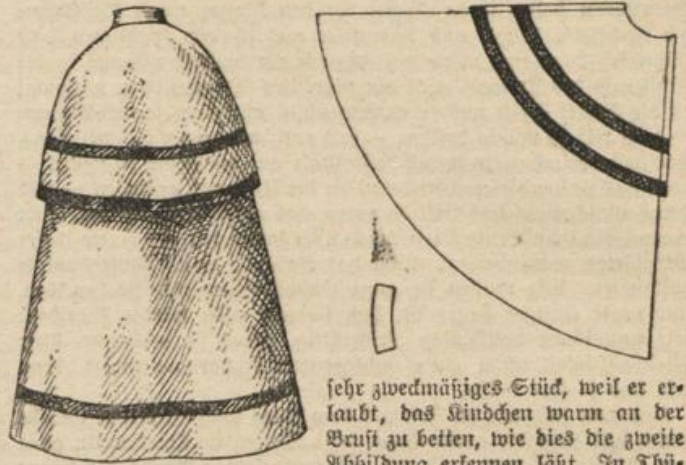


Mantels wie des Schulkragens mit den Ver-
 satzstreifen. Ein Steh- oder Umlegekrägelchen

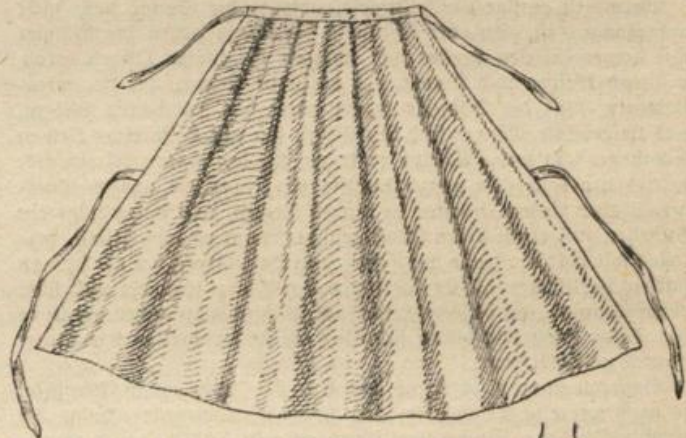


schließt den Mantel ab, zu dem man 4 Meter Stoff und 4 Meter
 Besatzstreifen benötigt. Der Tragemantel für die Mutter ist ein

* Ins Deutsche sind die beiden ersten Gedichtbände „Fatalität“
 und „Tempeste“ von Hedwig Jahn in vorzüglicher Nachdichtung
 überetzt und gemeinsam, auch als Volksausgabe, bei H. Dunder,
 Berlin, erschienen. Preis der Volksausgabe 1,80 Mk.

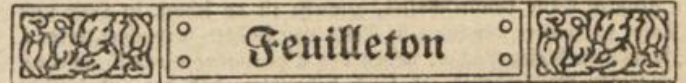


sehr zweckmäßiges Stück, weil er er-
 laubt, das Kindchen warm an der
 Brust zu betten, wie dies die zweite
 Abbildung erkennen läßt. In Thü-
 ringen, manchen Gegenden Sachsens und in Böhmen gehörte er früher
 unbedingt zu einer guten Babystattung. Leider verschwindet dieser



Mantel immer mehr, weil die Mütter des
 Volkes immer seltener ihre Kleinen selbst
 nähren und pflegen können. Schließlich trägt
 auch die Mode das ihrige dazu bei, ihn zu
 verdrängen. Bei den Klammern der reichen
 Leute kann man ihn dagegen oft genug
 sehen. Ohne Rücksicht darauf, ob der Mantel
 „Mode ist“ oder nicht, sollten ihn Mütter
 verwenden, die gezwungen sind, ihr kleines
 Kindchen bei jedem Wetter und unter allen
 Umständen auf ihren Gängen mitzunehmen.
 Der Mantel erfordert allerdings viel Stoff.
 Wir sind überzeugt, daß unsere Leserinnen
 nach den Abbildungen ohne Schnittmuster
 zurecht kommen, aber selbstverständlich werden
 sie auch auf Wunsch durch die Redaktion ver-
 mittelt. Für alle vorstehenden Schnittmuster
 zusammen ist 1 Mark in Briefmarken einzu-
 senden.

N. R. J.



Unter den Häusern der Berge.*

Von M. Andersen Regö.

Tag für Tag sind wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend
 hier oben gefessen auf den hohen Gipfeln, die die schöne Bergstadt
 Roja umgeben, und haben weit hinausgestarrt in den Raum, wo
 Adler über fernem Bergfirnen segeln, und haben in der sonnen-
 funkelnden Luft geschwelgt und in der Bergesstille, die noch verführt
 wird durch den einfallenden Wohlklang der Schellen und vertieft
 durch das ferne Stochen der Wasserfälle in den „Zwei Höhlen“. Die

* Aus „Sonnetage“, Reisebilder aus Andalusien. Von M. Andersen
 Regö. Verlag von Georg Neesburger, Leipzig. Preis 3 Mk. gebunden.
 Dieses schön geschriebene Buch ist sehr zu empfehlen. Es bietet mehr
 als künstlerischen Genuß. Wir lernen in ihm die Seele eines Volkes
 kennen, über das die Walze des industriellen Kapitalismus noch
 nicht hinweggegangen ist, und das sich noch einen großen Schatz
 persönlicher Kultur gewahrt hat.

Bergzinnen haben ihren eigenen spröden Klang, wenn die Sonne die Nachtfalte bricht, und tief unter uns in dem friedlichen Tale stürzt sich dann und wann ein Zug wie ein heulender Teufel in die Finsternis des Tunnels. Wie ein plötzliches Nervenzittern durchjagt es die Stille, streift uns einen Augenblick mit einer fernen Anklage — weil wir so müßig dasitzen — und entschwindet im Sonnenglanz. Und wir versuchen ein wenig Rassenstolz auf die Weine zu stellen — eben aus Anlaß dieser Eisenbahn, die die Unseren erfunden — und herabzublicken auf das Volk da unten, das nichts erfunden hat, nicht einmal ein klein wenig Pietismus. Aber stehen wir erst einem dieser Berggärten gegenüber, so stürzt das Gebäude dieses Rassendüfels zusammen. Wir müssen sie ganz einfach lieben und sie beneiden, und unser einziger Ärger ist, daß sie uns nicht wieder beneiden: wir sind ihnen vollständig gleichgültig. Aber sie verbirgen diese Gleichgültigkeit unter einer unbegrenzten Zuborkommenheit, denn wir sind ja ihre Gäste.

Und nun sind wir zu Fuß auf dem Wege nach Granada. Gerade unter uns liegt die große Vega, sechs Meilen im Querschnitt, ganz von Bergen umringt, und am entgegengesetzten Rande der Ebene erscheint Granada als ein grauer Fleck an der Berglehne. Wir folgen dem Bogen des Gebirges und behalten die Ebene zu rechter Hand.

Überall ist emsige Geschäftigkeit, obwohl die Sonne noch nicht aufgegangen ist. Auf der Nordseite der Berge gehen die Männer mit langen Stöcken umher und schlagen die späten Oliven herab, während Weiber und Kinder auf der Erde liegen, um sie aufzusammeln. Auf der Südseite wächst unter den Oliven Weizen, und tiefgebückte Männer sind beschäftigt, ihn mit Hilfe eines kleinen Schabeisens in lange Büschel zu teilen. In den kleinen Wirtschaftsbetrieben arbeitet die ganze Familie mit, über die großen Gutsareale aber ziehen Arbeiter in langen Reihen, und ihnen folgt ein Aufseher, auf einen dicken Stod gestützt. Wenn es uns gefällt, verlassen wir die Bergstraße und folgen dem Bahnkörper, der die Spuren starken Verkehrs zeigt. Er führt uns durch kurze Tunneln und über einen Abgrund, auf dessen Grunde der Fluß schäumt; oben am Ende des Tales sehen wir diesen sich über die Felsen breiten wie silbergraues gelöstes Haar.

Ringsum stürzt Wasser aus dem Erdreich, zuweilen in Sprudeln, so groß wie eine Fischplatte; das sind los nacimientos, Lojas berühmte Quellen. Einige von ihnen gurgeln heißes Wasser empor, und zahlreiche Weiber aus dem Volke stehen darin bis an die Hüften nackt und waschen. Und wir passieren andere Wasserläufe, deren Inhalt weit jenseits der Berge in geschlossenen Kanälen oder offenen breiten Läufen eingeholt wird. Wie ein fein verzweigtes Adernetz verästelt er sich über die Berglehnen zu jedem Obstbaum, sammelt sich wieder und läuft weiter, um sich wie ein Spiegel über ein planiertes Kornfeld zu ergießen, und ein wenig tiefer bildet sich noch ein Spiegel und wieder einer — eine ganze Treppe horizontaler Spiegelflächen übereinander. Aber noch darf es nicht weiter; ganz unten wird das überschüssige Wasser nochmals gesammelt, treibt eine Stampfe und weiter unten eine Mühle, wird um den Berg herum in ein tieferes Tal geführt und beginnt seine Tätigkeit von vorne. Und überall, wo das Wasser rinnt, schießt Reichtum aus der Erde. Der wandert in die Ventel der großen Gutsbesitzer in den Städten, und die Menschen hier bleiben immer gleich arm.

Fast aller Boden ist in den Händen von Leuten, die ihr Leben in Madrids, Sevillas oder Granadas Palästen verbringen und oft nicht einmal ahnen, wo ihr Eigentum liegt und wie es aussieht. Der Boden wird häufig mit Hilfe von Verwaltern und Tagelöhnern in großem Stile bewirtschaftet, zumeist ist er jedoch in Höfe und Häuser parzelliert, die für eine Reihe von Jahren verpachtet werden. Die meisten dieser Pächter haben den Eigentümer niemals gesehen, nur seinen Pächterheber; es wird behauptet, daß der andalusische Gutsbesitzer häufiger nach Paris fährt als auf seine Güter.

Die hohen Pachtabgaben im Verein mit den drückenden Steuern und dem Stadtzoll, der auf dem Produktionspreis lastet, bewirken, daß die Ackerbautreibenden trotz großen Fleißes sich nur selten aus ihrer bedrückten Lage aufzuschwingen vermögen. Armer jedoch sind die Arbeiter ohne eigenen Besitz. Sie wohnen in elenden baufälligen Dörfern von 10000 bis 30000 Einwohnern, denen nur ein länglicher Eintagsverdienst den Hunger vom Leibe hält. Jeden Morgen kommt der Gutsverwalter auf den Marktplatz des Dorfes, wo er die Arbeitssuchenden mustert, um täglich aufs neue seine Wahl für den Tag zu treffen. Der Tagelohn beträgt 50 Centesimos bis zu einer Peseta (40 bis 80 Pfennig) und einem gaspacho: einem Labetrunf, bestehend aus kaltem Wasser, Essig, Öl, Salz und Pfeffer. Er wird um zwölf Uhr mittags verteilt und bildet zusammen mit dem mitgebrachten Brot das ganze Mittagmahl. Ehe der Arbeiter zum Markt geht, hat er einen Keller Wohnsuppe zu sich genommen, und des Abends, wenn er heimkommt, bekommt er wieder Wohnsuppe.

Ein steiniger Weg schneidet unter der Bahnlinie durch, eigentlich ein ausgetrocknetes Flußbett. Während wir die Brücke passieren, fährt ein großer Hund aus dem dunkeln Tunnel, und darinnen stehen einige große dunkle Männer um einen Feuerstoß. Räuber! durchfährt es mich, und wir biegen ab und wollen in das Flußbett hinabsteigen, um ihnen aus dem Wege zu gehen. Aber sie sperren uns eifrig protestierend den Abstieg ab und zwingen uns, mit in den Tunnel zu kommen. Es sind Jäger, die im Begriff stehen, einen Hasen zu braten und Frühstück zu halten; sie suchen das Herz des Hasen hervor, schneiden es in Stücke und bieten es uns auf der Spitze eines großen andalusischen Bauchschlitzermessers an, wir essen und werden wirklich mutiger davon. Nachdem wir aus dem Hals ihres gemeinsamen Weintruges getrunken, erhalten wir Erlaubnis, wieder zu gehen. Sie sind ganz aufgeräumt, weil sie uns an ihrer Mahlzeit teilnehmen lassen konnten, und begleiten uns unter vielen lebenswürdigen Wünschen durch den dunklen Tunnel zurück.

Und wieder sind wir auf dem Wege, der zwischen dem Abhang und weitgedehnten Olivenwäldern dahinführt, oder auf einer kalkbestäubten Straße, wo zweirädrige Ochsenwagen, überpannt von einem Tonnengewölbe aus Leinwand, dahintrotten. Die Ochsen passen selbst auf den Weg auf, und drinnen auf dem Boden des Wagens, der fast an der Erde schleppt, liegt der Kutscher auf dem Bauche und singt Liebeslieder. Bei jedem Weinhaus bleiben die Ochsen von selbst stehen, der Kutscher krabbelst verwundert heraus, sieht die Tiere und die Welt um sich her fragend an und geht dann hinein und bestellt ein Glas.

Wir haben uns vor einem baufälligen Häuschen auf den Bergwand gesetzt, um zu rasten. Sogleich kommt ein altes Weib herausgumpelt und bringt uns ein paar Stühle. Als aber die Junge dazukommt und das sieht, schilt sie: welch sonderbarer Einfall, Leute auf der nackten Landstraße zum Sitzen einzuladen! Wir müssen eintreten! Das Haus hat nur einen Raum; in der einen Hälfte ist der offene Herd und die Wohnstube, in der anderen die Schlafstube und der Stall für eine Ziege und einen Esel. Während wir mit der jungen Frau sprechen, starrt die Alte uns unvertwandt an und bewegt die Lippen.

„Ihr kommt wohl weit her?“ fragte sie endlich.

„Ei jawohl, nicht eben nahe.“

„Da habt Ihr gewiß das Meer gesehen — seid wohl gar darauf gefahren? Das muß doch was Seltsames sein, das Meer? Ist es wahr, daß es rund um die ganze Erde geht und sich aufbäumen kann wie ein wütender Stier und die Schiffe niederstoßen? Pedro, der Eseltreiber, ist auf dem Gipfel der Sierra Nevada gewesen und hat das Meer gesehen, aber er lügt. Er sagt, es sei flüssiges Gold, und die Sonne komme gerade daraus hervor. Ich aber sage: das ist Lüge, kleiner Pedrico, denn Gold ist hart, und das Meer ist Wasser, da man ja darin baden und ertrinken kann. Da müßte ja die Sonne darin erlöschen.“

Sie hat eine Tochter gehabt, die im Meere, an der nordspanischen Küste, ertrunken ist, erfahren wir. Darum beschäftigt das Meer sie so sehr. Aber hier in den Bergen ist niemand, der ihr davon erzählen kann, als Pedro, der Mauleseltreiber, der es vom Gipfel der Sierra Nevada gesehen — und der lügt. Wir aber haben oft darauf gesehelt und sogar darin gebadet, so wie ihre Tochter, als sie damals ertrank — und warum sollten wir wohl lügen? Sie saugt jedes Wort ein und macht die Bewegungen dazu, als ich ihr vom Schwimmen erzähle; und plötzlich bricht sie heftig aus: „Ja, wer es doch sehen und etwa gar die Hand hineinstecken könnte — denn das kann einem doch nicht schaden, was? Zuzeiten, wenn es wittert und ich nicht schlafen kann, schaue ich zu den Wetterwolken auf und denke: so ist gewiß das Meer auch — und dann weine ich um meine Tochter, der es so übel erging. Aber wenn dann der Himmel wieder ruhig und blau ist, dann denke ich, daß so auch das Meer sein muß, und das macht mich so froh, so froh.“ Sie nickt getröstet vor sich hin, und wir machen uns wieder auf den Weg.

Wie alle Reisende haben wir unsere kleine Paßgeschichte. Unter gewöhnlichen Umständen ist ja ein Paß ein sinnloser Gegenstand, er kostet Geld und vermindert die Spannung des Reisens, indem er jede Möglichkeit, etwas Abenteuerliches zu erleben, zunichte macht — alle langweiligen Polizeigeister nehmen einen ja in ihre Hut. Ich ließ daher Paß Paß sein, als wir reisten, und steckte statt dessen zwei Blatternatteste in die Tasche, die wir noch aus unserer Kinderzeit liegen hatten. Es hat doch sein Interesse, zu sehen, was solch ein Papierlappen tatsächlich wert ist, wenn es darauf ankommt, und ich muß gestehen, daß die Atteste die Probe bestanden. Obwohl an den meisten Orten in Andalusien, in denen wir uns aufhielten, die Blattern gewesen, gingen wir ganz frei aus. (Fortsetzung folgt.)